

„Eine Hand wäscht die andere und in unserer kleinen Stadt kennt jeder jeden“ Erfahrungen von Integrations-Eltern

Für die meisten Eltern von Integrationsbeschäftigten spielte ursprünglich in ihren Planungen für die berufliche Zukunft ihrer Kinder eine Tätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt keine Rolle. Ihre Zukunftserwartungen waren alleine auf die Werkstatt ausgerichtet. Der Integrationsidee begegneten die meisten anfangs mit Skepsis. Manfred Hirsch, dessen Sohn Christoph schon seit Jahren auf dem örtlichen Bauhof arbeitet, erinnert sich. „Christoph war ein halbes Jahr im Berufsbildungsbereich, da fragte mich sein Gruppenleiter, ob er wohl ein Praktikum auf einem Bauhof machen könne. Ich war ehrlich gesagt ziemlich skeptisch und habe großen Wert darauf gelegt, dass er in die Werkstatt zurückkehren konnte. Christoph ist schüchtern und verschlossen. Ich wusste, unter Bauhof-Mitarbeitern geht es rau zu und war mir sicher, dass er dort unglücklich sein würde.“

Diese Befürchtungen bestätigten sich nicht. Die Arbeit in der Gemeinde tat Christoph Hirsch gut und er durchlief eine sehr positive Entwicklung. „Heute“, so räumt sein Vater gerne und freimütig ein, „ist Christoph viel selbständiger und aufgeschlossener als früher. Er bekommt eine gute Anleitung und liebt es, unterwegs zu sein. Seine Arbeit besteht zum Teil aus Routine, aber sie ist auch abwechslungsreich. Und er hat Kontakt zu vielen Menschen aus der Gemeinde, spürt, dass er gebraucht wird und anerkannt ist. Ich finde, er hat jetzt mehr Lebensmut und ist einfach glücklicher.“

Hans-Dieter Barner, der Inhaber der Barner Baugeräte GmbH, reagierte auf das Angebot des Integrationsdienstes zu einem begleiteten Praktikum deutlich weniger zurückhaltend. „Ich hatte keine Vorbehalte gegen die Werkstatt“, sagt er, „aber ich wollte auch, dass Kay unterschiedliche Erfahrungen sammeln kann, so wie ich es konnte, als ich ein junger Mann war. Das finde ich wichtig. Junge Leute sollen ihre Entscheidung schließlich selbst treffen, und das gilt auch für Kay. Er hat sich schließlich für den Integrationsdienst entschieden und ist immer mit Spaß und großer Motivation bei der Arbeit.“

Es gibt auch Eltern, die bewusst nach Alternativen zu einem Werkstattarbeitsplatz suchen, aber gleichzeitig mit ihren Ängsten kämpfen. Maria Stengler, deren Tochter Daniela in einem Kindergarten arbeitet, erinnert sich: „Noch während der Schulzeit haben wir uns über berufliche Möglichkeiten für Daniela informiert. Zur Werkstatt gab es damals keine Alternative. Wir haben deshalb nur in diese Richtung geplant, obwohl wir wussten, dass Daniela am liebsten etwas mit Kindern machen wollte. Die Werkstattarbeit machte ihr tatsächlich keinen Spaß. Dann hat die Integrationsbegleiterin für sie eine Stelle im Kindergarten gefunden. Wir waren erleichtert, hatten aber die Befürchtung, Daniela könnte dort die letzte in der Hackordnung sein.“

Das Wohl ihrer Kinder hat für die Eltern oberste Priorität. Viele haben schlechte Erfahrungen gemacht, suchen ein geschütztes Umfeld. Sie wissen, dass es im Berufsleben oft hart zugeht und sie möchten die Kontrolle behalten über das, was mit ihrem Kind geschieht. Darum ist die Werkstatt für sie fast immer die erste Wahl. Dort sehen sie Kompetenz im Umgang mit der Behinderung, erleben Rücksichtnahme und Schutz. Auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, so vermuten sie, ist das nicht gewährleistet. Der Integrationsdienst leistet deshalb bei Eltern intensive Aufklärung und erläutert detailliert sein Konzept. Die Eltern haben die Garantie, dass ihr Kind jederzeit in die Werkstatt zurückkehren kann. Je früher die Eltern von der Integrationsmöglichkeit erfahren und je länger sie sich darauf einstellen können, um so eher verlieren sie ihre Vorbehalte. Darum baut das Integrationsteam gezielten Kontakt zu Schulen aus. Wenn Eltern dann erleben, wie positiv sich ihr Kind entwickelt, wie selbstbewusst es wird und wie gut es in die Betriebsgemeinschaft integriert ist, dann schwindet auch die letzte Skepsis.

Gute Erfahrungen veranlassen viele Eltern, sich persönlich für den Integrationsgedanken zu engagieren. Rechtsanwalt Werner Regner hatte vor dem Ende der Schulzeit seines Sohnes

Thomas mit dem Gedanken gespielt, ein eigenes Integrationsunternehmen für ihn zu gründen. Mittlerweile hat Thomas einen sehr gut integrierten Arbeitsplatz in der Stadtgärtnerei. Vater Regner setzt seine zahlreichen Kontakte jetzt bewusst für den Integrationsdienst ein. „Ich bin auf den Wagon, den mir der Dienst vor meine Tür gestellt hat, aufgesprungen“, formuliert er seine Dankbarkeit, „und nehme die Lobbyarbeit, die ich für den Dienst und sein Anliegen leisten kann, jetzt sehr ernst. Meine Devise lautet: Eine Hand wäscht die andere. In unserer kleinen Stadt kennt schließlich jeder jeden.“